

Erinnert euch an ein anderes Leben

Für die meisten kam der existentielle Bruch mit Hitler: Thomas B. Schumann rettet deutsche Exilkünstler vor dem Vergessen.

Schon allein wegen Max Osborns wunderbarem Bericht über die preußisch-präzise getaktete Geburtstagsfeier des hochbetagten Adolph Menzel hätten die vergriffenen Erinnerungen des brillanten Berliner Kunstkritikers längst eine neue Auflage verdient. Hoch zu loben war es also, als Thomas B. Schumann im Jahr 2013 Max Osborns „Der bunte Spiegel“ genannten Lebensrückblick in seinem 1995 gegründeten Verlag Edition Memoria wieder herausgebracht hat. Dort bemüht er sich mit Erfolg darum, die vergessenen Werke der deutschen Exilliteratur allgemein zugänglich zu machen. Genauso intensiv beschäftigt er sich mit dem Exodus deutscher Künstler nach 1933.

Seit mehr als fünfzehn Jahren erwirbt er deren Gemälde und Zeichnungen, auf Auktionen oder aus Nachlässen und verfügt heute über eine mehr als tausend Werke umfassende Sammlung. Gemälde berühmter Maler wie Max Beckmann oder Max Ernst sind aus naheliegenden finanziellen Gründen nicht darunter. Ohnehin möchte Schumann gerade jene emigrierten Künstler vor dem Vergessen bewahren, die mit ihren Werken heute oft weniger präsent sind. In diesem Sinne soll seine Sammlung ein Forum für große Kunstwerke, aber auch für Arbeiten von eher dokumentarischem Wert bieten. Und genau das zeichnet auch seinen Bildband „Deutsche Künstler im Exil, 1933–1945“ aus. Schumann stellt darin zweiundsiebzig Künstler vor. Für die meisten wurde Hitlers Machtergreifung früher oder später zum Schicksal. Die Folgen sind bekannt.

In der Zeit vor 1933 war freilich die Welt des jungen Malers Julio Levin noch voller Verheißung. Im Jahr 1901 als Sohn jüdischer Eltern in Stettin geboren, studierte er an der Düsseldorfer Kunstakademie bei den prominenten Künstlern Jan Thorn-Prikker und Heinrich Campendonk. Später wurde er Mitglied des „Jungen Rheinland“ und der „Rheinischen Sezession“, 1931 ging er nach Südf Frankreich, wo er die beiden sehr anziehenden Hafensichten malte, die in Schumanns Buch abgebildet sind. 1933 erhielt er als „entarteter“ Künstler Berufsverbot, arbeitete daraufhin als Kunstlehrer an jüdischen Schulen in Düsseldorf und Berlin, bis ihn die SS 1941 zur Reinigung von Deportationszügen heranzog. 1943 wurde er nach Auschwitz deportiert. Sein Todesdatum kennt man nicht.

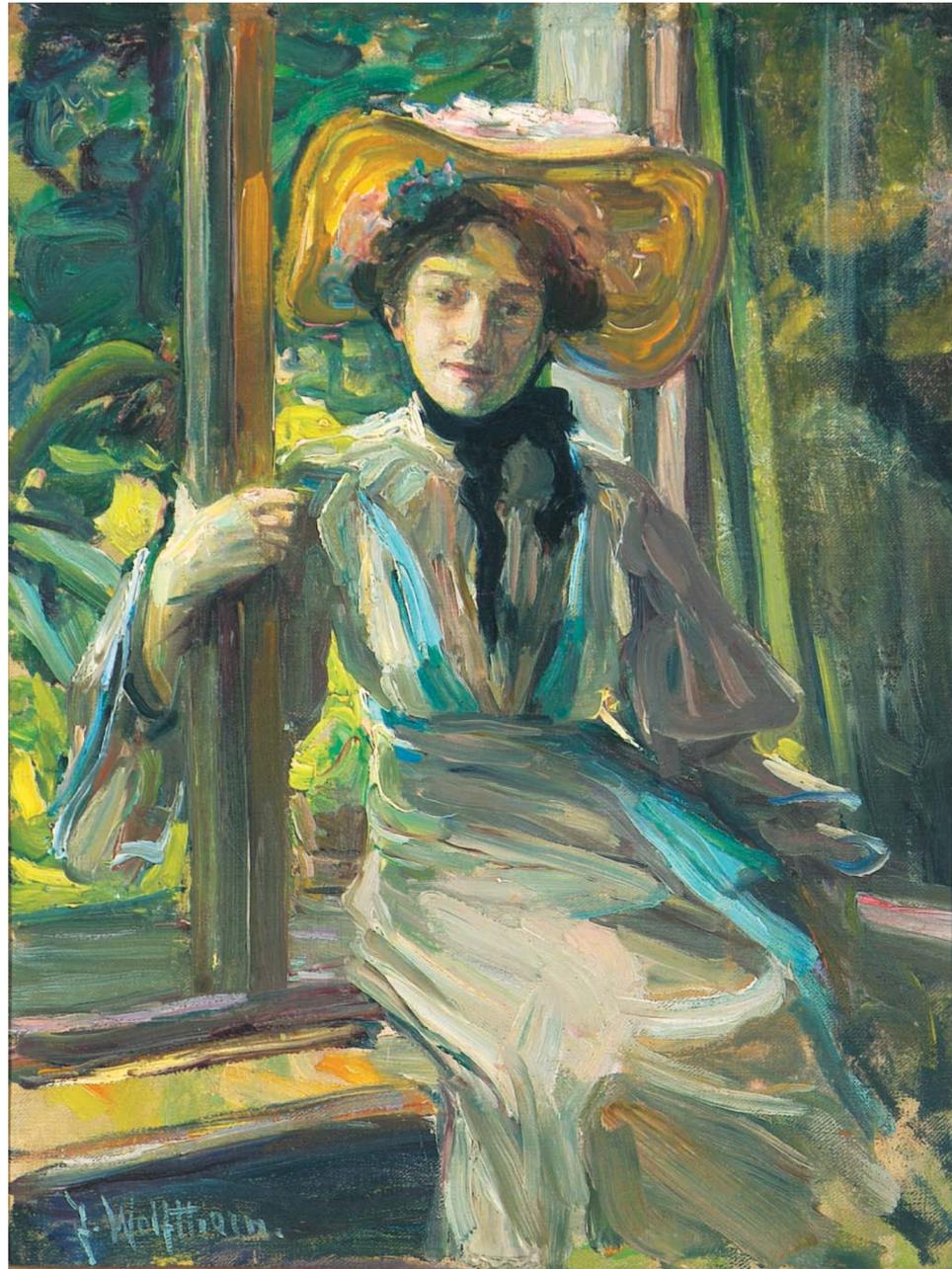
Kein Entkommen gab es auch für den jüdischen Künstler Julius Graumann, der 1933 zuerst in die Schweiz, dann nach Paris emigrierte, 1940 nach Toulouse und von dort an die spanische Grenze floh,

1944 im Lager Drancy bei Paris interniert, nach Auschwitz deportiert und dort ermordet wurde. Im Buch kann ein fröhliches Bild einer Jahrmarktstube „Welttheater“, das er 1928 malte, die Erinnerung an Julius Graumann wachhalten. Und es gibt dort viele Gemälde in leuchtenden Farben zu sehen: Franz Heckendorfs südliche Landschaft von 1961 zum Beispiel, oder das Bild in den schönsten Grüntönen mit dem „Wanderer an der Bahnlinie im Wald“ von Viktor Tischler aus den zwanziger Jahren oder ein „Großes Weintrauben Stilleben“, das Charlotte Berend-Corinth um das Jahr 1945 gemalt hat.

Der späte Ruhm von Lotte Laserstein (1898 bis 1993), die mit einem um 1940 gemalten Bildnis eines lesenden Mannes erscheint, ist heute weithin bekannt. Aber bereits im Jahr 1927, als sie gerade ihr Studium an der Berliner Kunstakademie mit Auszeichnung abschloss, sagte man ihr eine glanzvolle Karriere voraus. Inspiriert von ihrem Lehrer Erich Wolfsfeld (hier ebenfalls mit einem Gemälde präsent), aber auch von den Künstlern der Neuen Sachlichkeit, fand sie die Themen ihrer Malerei im hektischen Berliner Leben der zwanziger Jahre. 1930 schuf sie mit „Abend über Potsdam“ ihr Hauptwerk, das 2010 von der Berliner Nationalgalerie erworben wurde. 1937 emigrierte Lotte Laserstein ihrer jüdischen Herkunft wegen nach Schweden, und dort führte das Exil, wie bei vielen anderen Künstlern auch, zu einem spürbaren Bruch ihres künstlerischen Schaffens. Zurück nach Deutschland wollte sie nie, nachdem ihre Mutter im KZ Ravensbrück umgebracht worden war.

Ein Bildnis ihres Vaters im idyllischen Garten in Oxford, das Milein Cosman um 1944 schuf, gehört zu den anziehendsten Werken in diesem Band, genauso wie ihre gezeichneten Porträts von Marie-Louise von Motesicky, Elias Canetti und Erich Fried. Milein Cosman hat in ihrem langen Leben offensichtlich immer Glück gehabt. In einer jüdischen Familie 1921 in Gotha geboren, besuchte sie die seit 1937 im Genter Exil ansässige Odenwaldschule und emigrierte zwei Jahre später nach England. Sie studierte an der Slade School of Fine Arts und reüssierte als Porträtistin, die unter anderem, wie Schumann schreibt, im Jahr 1949 ein Bildnis von Konrad Adenauer und seinem Kabinett schuf.

Sehr attraktiv sind auch die Werke ihrer sehr viel älteren Kollegin Julie Wolfthorn, zum Beispiel ein überaus lebensvolles Gemälde „Mädchen mit Hut vor offenem Fenster“, das sie mit kühnem Pinselduktus um das Jahr 1910 schuf. Von Westpreußen, wo sie 1864 zur Welt kam, war ihr der Weg nicht zu weit nach Paris, wo sie an der Academie Colarossi studierte. Als eine von nur vier Frauen war sie Mitbegründerin der „Berliner Sezession“ und mehrerer Künstlerinnenverbände, fand sich als Jüdin aber seit 1933 in ihrer Arbeit immer mehr eingeschränkt. Bis 1941 bleibt sie im Jüdischen Kulturbund aktiv, wird aber im Jahr darauf mit ihrer Schwester in das KZ Theresienstadt deportiert, wo sie auch weiterhin zeichnet, bis sie 1944 kurz vor ihrem einundachtzigsten Geburtstag dort stirbt. Die schönste und expressivste Zeichnung des



Julie Wolfthorn, Mitbegründerin der „Berliner Sezession“, malte das „Mädchen mit Hut vor offenem Fenster“ um das Jahr 1910.

Foto Edition Memoria Thomas B. Schumann

Thomas B. Schumann (Hrsg.): „Deutsche Künstler im Exil 1933–1945“. Werke aus der Sammlung Memoria Thomas B. Schumann. Edition Memoria, Hürth 2016. 176 S., 170 Abb., br., 39,80 €.

ANZEIGE



Nehmen Sie an unserem Gewinnspiel anlässlich der Ausstellung „Max Liebermann - Vom Freizeitvergnügen zum modernen Sport“ teil, und gewinnen Sie unter anderem eine 7-tägige Reise in die malerische Landschaft Englands.

Jetzt online teilnehmen:

www.faz-kunsthalle-bremen.de/gewinnspiel

KUNST HALLE BREMEN

studiert, fühlt sich wiederum von Adrians Briefen „erhoben und erkannt“. Kein Wunder, dass ihr bodenständiger Ehemann keine Chance gegen den feinsinnigen Rivalen hat.

Womöglich war es die Absicht der Autorin, die doppelte Verblendung ihrer Romanhelden vorzuführen, die sich mehr und mehr in Illusionen und gemeinsamen

Buches stammt von Arno Nadel. Wer die „Frau mit Halskette“ war, die mit ihrem kritischen Blick so lebendig und präsent wirkt, als hätte er sie gerade eben und nicht in schon vor Jahrzehnten dargestellt, ist unbekannt, nicht aber die Bedeutung dieses Künstlers, der auch als Musiker und Dichter wirkte, die leider in seiner Kurzbiographie nicht angemessen zur Sprache kommt.

Das Engagement von Schumann für die deutschen Exilkünstler ist bewundernswert, manchmal aber wünscht man sich mehr Informationen – wie etwa im Fall des Bildes, auf dem Erich Klossowski (1875 bis 1949), Künstler und Kunsthistoriker, seine Frau Baladine, eine Malerin,

in einer leuchtend blauen Robe dargestellt hat. Als er sie 1903 heiratete, hieß sie noch Elisabeth Dorothea Spiro und war die Schwester des Künstlers Eugen Spiro. Das junge Paar lebte in Paris, 1905 und 1908 wurden die Söhne Pierre und Balthasar (später Balthus) geboren, die als Künstler große Erfolge hatten. Bei Kriegsbeginn musste die Familie 1914 Frankreich verlassen und in die Schweiz ziehen. 1917 trennte sich das Ehepaar, und bald darauf begann Baladines leidenschaftliche Affäre mit Rainer Maria Rilke. Auch hier würde es sich lohnen, die hinter den knappen Angaben verborgenen Geschichten einer genialen Künstlerfamilie zu erzählen. KONSTANZE CRÜWELL

Der Letzte seiner Art

Dieter Lattmann erzählt vom Leben im Wohnstift

Man kann sein Buch als Werbeschrift für dieses Hochpreis-Unternehmen, das jüngst in Turbulenzen geriet, lesen. Dann liest man: Alles ist gut. Die verwaltenden, betreuenden, pflegenden Menschen in dem evangelisch orientierten Stift sind kompetent, aufmerksam und freundlich, immer wieder wird die tadellos funktionierende Organisation des Stiftsbetriebs vom Autor bewundert. Die Turbulenzen werden erwähnt, Zeitungsberichte von „kriminellen Machenschaften von Geschäftspartnern des Augustinums und mögliche Versäumnisse im Augustinum bei Immobilienverkäufen des Unternehmens“. Kein Wort über den Fortgang der Dinge in den dreiundzwanzig Augustinum-Häusern.

Dieter Lattmann, Verlagsmitarbeiter, Schriftsteller, acht Jahre lang für die SPD Mitglied des Bundestages, Gründungsvorsitzender des Verbandes deutscher Schriftsteller, Kämpfer für die Künstlersozialkasse, Präsidiumsmitglied des Goethe-Instituts will viel lieber über das Leben im Alter schreiben. Johannes R. Becher hat einmal gefordert: „Mein Leben soll euch als ein Beispiel dienen“ – so etwa sieht der Autor seine Aufgabe. Lattmann und seine Frau verkaufen, als sie fünfundsiebzig Jahre alt sind, ihr schön gelegenes Münchner Haus und ziehen ins Stift.

Zuvor haben sie sorgsam die neue, die letzte Bleibe erkundet und sind in der „Altenburg“ des Augustinums, vierzehn Stockwerke hoch, auf nette, gebildete, musisch gesinnte Menschen gestoßen. Das Paar möchte im Augustinum-Stift eine Idylle mit bürgerlichen Umgangsformen finden. Die neuen Stiftsbewohner sind daher des Lobes voll angesichts des Hallenbades, des Theatersaals, der Feste, der Salat-Theke. Gab es da nicht Schwierigkeiten, als man aus der größeren in die kleinere, in die Zweizimmerwohnung zog? Ein Schriftsteller, sollte man annehmen, hat viele Bücher. Wird die ambulante Pflege ausreichen, wenn man ein „Pflegefahl“ wird? Und was ist mit den Kosten? Von Geld ist in diesem Buch nicht ein einziges Mal die Rede, Geld ist da.

Im Alter fühlt man sich nicht nur frei, man blendet auch aus, was man für unwesentlich hält, und das kann dann merkwürdig sein. Nicht anwesend ist das Leben außerhalb des Stifts. Einmal nur wird mitgeteilt: „Die heutige Gegenwart ist mediendurchsetzt, maßlos über-technisiert, unsinnig beschleunigt und mehrheitlich rücksichtslos im Missbrauch der Natur.“ Im Stift ist es anders, in „unserem Augustinum“ ist man „unter sich“. Hier wird der „Anstand gewahrt“, hier wird „gespeist“, man hat eine „Strickoma“ und eine „Rauchoma“ und erinnert sich gern an „vaters Bruder Martin, Panzergeneral in der Schlacht um Stalingrad“. Kleine Porträts von Stiftsbewohnern – manche von ihnen „Burgherren mit Professorengesichtern“ – ergänzen das Bild, „vorherrschend ist ein gebildeter, traditioneller Habitus“.

Dieter Lattmann erzählt Umgebungs- und Familiengeschichten und beschreibt, wie sein Leben im Stift verläuft: lesend, Streit-Patienten spielend, fernsehend, mit dem Kriegskameraden redend. Fernsehgenuss bieten dem Paar aber nur Arte, 3sat und BR alpha – „Wir waren abgestoßen durch Tatort und Krimskrams.“ Den alten SPD-Genossen Lattmann stören nun auch schon neue Menschen am Mittagstisch. Der Mann, der nach dem 20. Juli 1944 wegen einer spontanen Unmutsäußerung degradiert wurde, wendet den Blick ab vom „grelen Markt internationaler Agenturen“. Die einzige ihm verbliebene politische Aufgabe sieht er in der Realisierung des, wie er es nennt, „Grundrechts auf ein selbstbestimmtes Lebensende“. Das Wort „Euthanasie“ fällt nicht.

Dieser Lebensabschnittsbericht mit Daten zur wahrscheinlich letzten deutschen protestantisch-bürgerlichen Generation erscheint sprachlich und gestisch eigentümlich schwebend. Gehört zum Alter, dass man es sich schönredet? Dass die Wiesen „sattgrün“ und die Baumgruppen „prachtvoll“ aussehen? Dass man sich mit selbstgegebenen „Bücherstunden“ zu Grass, Walser, Lenz, Böll und Bachmann, mit dem Englischkurs für Fortgeschrittene, durch Gespräche mit dem Physiotherapeuten über die Bronchitis, über das kranke Auge hinwegrettet? Auch Reisen nach Bayrischzell, nach Meersburg enttäuschen den Berichterstatter eher – er hat vielmehr einfach Sehnsucht nach „seinem“ Augustinum. Dort, unter Gleichgesinnten, ist seine Heimat. Lattmanns Buch endet mit dem Tod seiner Frau. Er hatte sie im Alter von fünfzehn Jahren in der Tanzstunde kennengelernt. „Durchhalten“ hatte er sich als Jahresmotto gewählt.

Wird uns diese „grundständige“ Art zu leben, von der hier noch einmal freimütig berichtet wird, fehlen? Ja, das wird sie. Aber erst einmal wirkt sie gestrig. KONRAD FRANKE

Dieter Lattmann: „Es will Abend werden“. Aufzeichnungen aus einem Augustinum. Leben in einer Seniorenresidenz. Kösel Verlag, München 2016. 204 S., geb., 19,99 €.

Alles Unglück der Welt auf seinen Schultern

Was treibt sie um? Evelyn Grills neuer Roman „Immer denk ich deinen Namen“ verliert vor lauter Nähe seine Figuren aus den Augen

Eine leidenschaftliche verbotene Liebe, die in Prag ihren Anfang nimmt, heimliche Briefe voller Sehnsucht und Poesie, das gedoppelte Unglück zweier von Alltagsorgen strapazierten Ehen, Träume von Freiheit und Erfolg, quälende Fragen nach Schuld und Verantwortung, dazu die Unausweichlichkeit einer tödlichen Krankheit – das sind Zutaten, aus denen anrührende, unter Umständen sogar große Literatur entstehen kann. Dieselben Ingredienzien können aber auch zu einem banalen Ragout verrührt werden, das hef-

Liebende verbinden konnte. Auf einer einwöchigen Studienreise hinter den Eisernen Vorhang sind sie einander begegnet: der erfolgreiche deutsche Germanist Adrian und die junge österreichische Lyrikerin Vera, und kaum sind beide in ihren jeweiligen Alltag zurückgekehrt, verstricken sie sich in immer tiefere Liebesphantasien und den romantischen Traum des Füreinanderbestimmt-Seins. Aus dieser Konstellation ließe sich einiges machen, von einer tragischen Romeo-und-Julia-Geschichte bis zu einer Liebeskomödie in der Manier von Woody Allen.

Evelyn Grill scheint jedoch vor allem das Muster einer antiken Schicksals-tragödie vor Augen gehabt zu haben, denn zunächst stattdessen ihre Helden mit einer schier ungläublichen Reihe von Handicaps aus: Nicht genug damit, dass dieser feinfühligke Rilke-Liebhaber im Krieg verwundet wurde und nun eine Beinprothese trägt, er muss sich zudem um die demente Mutter im Pflegeheim kümmern und um die schwer kranke Ehefrau zu Hause, deren Liebe zu ihm längst erloschen ist. Von den beiden halbwüchsigen Söhnen ist der eine Autist, der andere chronisch schlecht gelaunt, und wie lange sich die an Epilepsie erkrankte Schwägerin im fernen Frankreich noch allein versorgen kann, ist ungewiss. Auch die Wohnverhältnisse im Professorenhaushalt sind beengt. Warum die Familie nicht längst in eine größere Wohnung umgezogen ist, gehört zu den vielen unbeantworteten Fragen, die sich bei der Lektüre einstellen.

Umso wortreicher wird Adrians wachsende Leidenschaft für die ferne Reisebekenntenschaft geschildert, wenn auch deren Ursprung sich ziemlich reflexhaft vollzog: „Schmale Gesichter bezeichnete er immer als edel.“ Die unglücklich verheiratete, schmalgesichtige Vera, die neben den lästigen Familienpflichten und ihrer Schriftstellerei auch noch heimlich Jura

Evelyn Grill: „Immer denk ich deinen Namen“. Roman. Haymon Verlag, Innsbruck und Wien 2016. 140 S., geb., 17,90 €.

tiges Unwohlsein oder zumindest doch nachhaltigen Kitsch-Verdacht hervorruft. Und wie so oft, in der Kochkunst wie in der Literatur, hängt alles von der richtigen Dosierung, handwerklichem Geschick und dem Mut ab, sich nicht zu sehr auf bewährte Rezepte zu verlassen.

Evelyn Grill (Jahrgang 1942) hat mit ihren Romanen und Erzählungen viel Anerkennung gefunden. Zu Recht gilt sie als Expertin für komplizierte Beziehungen und abstruse Charaktere. Ihr Roman „Der Sammler“ (2006) bot faszinierende Einblicke in das Leben eines Einzelgängers, den seine Umwelt nur als verwahrlosten Messie wahrnimmt. Kein Zweifel: Diese Autorin weiß, wie man spannende Geschichten erzählt.

Umso erstaunlicher sind ihre Fehlgriffe bei der Konstruktion dieses jüngsten Romans. Er spielt in der Zeit vor der Erfindung von Handys und E-Mails, als Briefe oft der einzige Weg waren, der ferne

Fluchträumen verstricken. Freilich hätte sie dazu eine distanzierte Position benötigt, eine Erzählerfigur, die von außen auf diese epistolarische folie à deux blickt. Souveräne Distanz zu ihren Figuren gelingt Evelyn Grill indes nicht. Vielmehr berichtet sie abwechselnd von den Erlebnissen Adrians und Veras, und dabei unterlaufen ihr Klischees und Ungereimthei-

ten. Veras Sohn beispielsweise ist schon vierzehn Jahre alt, wie früh mitgeteilt wird. Wenig später jedoch vergnügt er sich fröhlich beim Sackhüpfen, und in den Sommerferien spielt er am Strand und schleckt Eis wie ein Vierjähriger. Ein pubertärer Spätzünder oder doch eine erzählerische Panne?

Von Adrians Berufsleben ist viel die Rede, aber anschaulich wird der Alltag dieses Literaturwissenschaftlers nie. Das „Institut“, in dem er arbeitet, bleibt eine vage Schimäre mit Kellerräumen voller wertvoller Dokumente, einem gestrengen Chef und einer Cafeteria, in der sich mit ausländischen Gästen nicht nur schnell ein anregendes Gespräch, sondern sogar „eine interessante Disputation“ entspinnt – andernorts geschieht so etwas nur in Doktorprüfungen. Ständig muss Adrian Briefe beantworten, Vorträge entwerfen, Aufsätze schreiben. Bei all dieser Geschäftigkeit wüsste man gern genauer, was diesen angeblich berühmten Gelehrten tatsächlich umtreibt. Immerhin zitiert er fortwährend Gedichte, während Vera, die ja als Lyrikerin vorgestellt wird, zwar irgendwann ein Stipendium erhält, aber als Dichterin niemals eigenständige Konturen erhält.

Nein, in diesem Roman passt wenig zusammen, und selbst die vielen Klischees fügen sich zu keinem Ganzen. Am überzeugendsten ist das überraschende Ende des doppelten Beziehungsunglücks, denn hier gelingt Evelyn Grill endlich das, worauf man zuvor viel zu lange gewartet hat: Sie wird sparsam mit ihren Worten und skizziert die finale Katastrophe mit wenigen Strichen, die ausreichen, um die Phantasie ihrer Leser anzuregen. Nur leider wiegt diese kluge Ökonomie des Erzählens auf den letzten sechs Seiten die vorangehende Geschwätzigkeit und die vielen Inkonsistenzen nicht auf. SABINE DOERING